

⁹ Felix Wilfred, *Asian Dreams and Christian Hope*, Delhi ²2004; ders., *The Sling of Utopia. Struggles for a Different Society*, Delhi 2005.

¹⁰ Vgl. Wolfhart Pannenberg, *Christianity and the West: Ambiguous Past, Uncertain Future*, in: *First Things* 48 (Dezember 1994), 18-23. Der Vortrag wurde vom Institute on Religion and Public Life gesponsert. (Der Vortrag wurde auf englisch verfasst, Anm. d. Red.)

¹¹ Arvind Sharma, *Hinduism for our Times*, Delhi 1997, 69.

¹² F. Eboussi Boulaga, *La crise du muntu*, Paris 1977, 56.

¹³ Im Umfeld eines ideologischen Vakuums ist das Christentum für viele in China zur Eintrittspforte für die Begegnung mit der Moderne und ihren Errungenschaften geworden. So kennen wir die sogenannten *kulturellen Christen* in China, Japan und anderen Breiten Asiens, die keine *konfessionellen Christen* sind. Für andere auf dem gleichen Kontinent, wie die „Unberührbaren“ in Indien, hat das Evangelium als eine Botschaft, die ihren Kampf um Gerechtigkeit und Menschenwürde stärkt, eine große Anziehungskraft. Vgl. Felix Wilfred, *Asian Christianity and Asian Modernity: Forty Years After Gaudium et Spes*, in: *East Asian Pastoral Review* 42 (2005), 191-206.

¹⁴ Jean-Marc Ela, *Christianity and Liberation in Africa*, in: R. Gibellini (Hg.), *Paths of African Theology*, New York 1994, 136-150.

Aus dem Englischen übersetzt von Franz Schmalz

Die Glaubwürdigkeitskrise des Christentums

José Ignacio González Faus

Spanien als Symptom

„Das historische Bündnis der Kirche mit der Macht oder ihre Position während des Bürgerkriegs und während der Diktatur stellten für mich eine gewaltige Klippe dar [...] Mein Vater war Falangist (auch in der Blauen Division), autoritär, intolerant, Faschist bis ins Mark, und nutzte jeden Trick, um sich durchzusetzen. Mein Atheismus war eine Reaktion auf die religiöse Unnachgiebigkeit meines Vaters, auch wenn seither andere Gründe dazu gekommen sind... Später lernst du, die Haltungen und das individuelle Handeln religiöser Menschen jener Zeit, von denen du gehört oder gelesen hast, zu unterscheiden und zu bewerten [...] Ich schreibe nicht weiter, denn es macht mich traurig - letztlich sind immer noch Überreste von Gefühlen da, die mich schuldig sprechen [...]"

Ich hoffe, es ist nicht indiskret, wenn ich diese Abschnitte aus dem privaten Brief eines Freundes hier zitiere, der seinen christlichen Glauben aufgegeben hat und sich ab und zu wünscht, wieder zu ihm zurückzukehren. Sein Fall gehört nicht zu den schmerzlichsten: Andere versuchen, die Dimension des Religiösen wiederzufinden, gehen jedoch aufgrund dessen, was die Kirche für sie darstellt, von vorneherein davon aus, dass sie diese außerhalb des Christentums suchen müssen.

Ich wollte mit diesem Beispiel beginnen, weil mich genau an dem Tag, an dem CONCILIUM mich bat, diesen Artikel zu schreiben, ein deutscher Journalist interviewt hat, der etwas verwundert war - zum einen über die Erklärungen des spanischen Episkopats in den Monaten zwischen August und November, zum anderen über den Eindruck, den man seinen Worten zufolge in Deutschland hat: „Was geht in Spanien vor sich, das doch früher praktisch das katholische Land schlechthin war und heute fast das am wenigsten religiöse in ganz Europa ist?“. Ich brachte ihm gegenüber meine Sorge zum Ausdruck, dass „das christliche Licht nicht gelehrt hat und dass die Menschen keine guten Werke gesehen haben, für die sie den Vater im Himmel preisen könnten“ (vgl. Mt 5,16).

Nach dem erwähnten Interview war ich etwas unschlüssig, ob ich von dem touristischen Slogan des Franquismo „Spain is different“ („Spanien ist anders“) oder von dem späteren Slogan „¡ya somos Europa!“ („Wir sind schon Europa!“) ausgehen sollte. Ich weiß es auch jetzt noch nicht: Ich spreche einfach von meinem Land. Doch um ehrlich zu sein, muss ich hinzufügen, dass ich dabei den Verdacht hege, dass das, was in Spanien in sehr kurzer Zeit und mit hoher Intensität geschehen ist, lediglich ein Konzentrat dessen ist, was sich in der übrigen westlichen Welt langsamer und sanfter entwickelt hat. Trotz allem aber muss dieser Prozess nicht unbedingt negativ sein, wenn wir die „Zeichen der Zeit“ erkennen und ihn in einen Übergang verwandeln: von einem quantitativen zu einem qualitativen Christentum - denn das ist der einzige Ausweg, der uns meines Erachtens in der gegenwärtigen historischen Situation noch bleibt.

Die Krise im Röntgenbild

Das menschliche Dasein und mit ihm auch das Dasein des Glaubenden ist von Konflikten bestimmt. Diese Konfliktbestimmtheit ist eine Chance für menschlichen Reichtum und menschliches Wachstum. Und die Glaubwürdigkeit jeglicher Institution beruht nicht auf dem Fehlen von Konflikten (was weit eher ein Hinweis auf mangelnde Authentizität ist), sondern darauf, wie sie gelöst werden. Trotz der anfänglichen Begeisterung des frühen Christentums ist das gesamte Leben des Paulus ein Beweis für diese Konfliktbestimmtheit. Seine Briefe an die Galater oder der zweite an die Korinther und mehr noch der Versuch, ihn zu töten, von dem die Apostelgeschichte berichtet, machen dies deutlich. Modern (und vereinfachend) ausgedrückt, unterscheiden die christlichen Quellen eine unnachgiebige „Rechte“, die sich um Jakobus schart und in Jerusalem sitzt, eine

zuweilen tendenziöse Linke, die von Paulus repräsentiert wird, und einige nicht immer gelungene Bemühungen um Einheit und Vermittlung, die Petrus zugeschrieben werden.

Wenn wir dieses Schema auf unsere Tage anwenden, müssen wir wohl sagen, dass die Kirche des 21. Jahrhunderts sich bemüht, die natürliche Konfliktbestimmtheit zu überwinden, indem sie die Autorität und die repräsentativen Funktionen ausschließlich in der konservativsten Gruppe konzentriert und die anderen Formen kirchlicher Pluralität auf eine Weise beseitigt, die man in Anspielung auf das, was man in der Politik als Staatsstreich kennt, passenderweise als „Kurienstreich“ bezeichnen könnte. Paulus und Petrus haben in dieser Form des Christentums wenig Platz, oder, wie R. Brown vor Zeiten gesagt hat: „Heute wäre Paulus nicht zum Bischof geweiht worden.“

Einige Erscheinungsformen

Ich möchte hier einige charakteristische Züge dieses Bemühens anhand von Beispielen darstellen:

1. Meiner bescheidenen Ansicht nach ist die Kirche der letzten 30 Jahre der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils untreu geworden. Wenn das Konzil ein Vorübergehen des Geistes war, dann gelten für unsere spätere Reaktion darauf die Worte des heiligen Augustinus: „Ich fürchte den Herrn, der vorübergeht“. Oder die Worte Jesu selbst: „Ihr kennt weder den Tag noch die Stunde.“

Diese Untreue bezieht sich nicht nur auf die Ekklesiologie von *Lumen Gentium* (oder der Kirche „von innen“), sondern mehr noch auf die Missachtung der Ekklesiologie von *Gaudium et spes*, die über die Außenansicht der Kirche spricht (in diese beiden Teile hatte Paul VI. das Konzil untergliedern wollen). Die konkreten gesellschaftlichen Themen (Krieg, Wirtschaft, Menschenrechte, Wissenschaften, Familie ...) der erstgenannten Konstitution hat man im Prinzip beachtet, nicht aber die Ekklesiologie, mit der diese Themen in Angriff genommen und die Gemeinschaft gemäß LG nach außen übersetzt werden sollte. Hier einige rasche Pinselstriche:

Eine gemeinschaftliche Kirche liebt die Welt wahrhaftig, und deshalb sind „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, [...] auch Freude und Hoffnung, Trauer und

Der Autor

José Ignacio González Faus SJ, geb. 1933 in Valencia, ist Professor emeritus der Theologischen Fakultät von Barcelona und der Zentralamerikanischen Universität, San Salvador. Er ist der wissenschaftliche Leiter des Studienzentrums „Christentum und Gerechtigkeit“ in Barcelona. Veröffentlichungen u.a.: *La Humanidad Nueva. Ensayo de cristología* (Santander⁹2000); *Proyecto de hermano. Visión creyente del hombre* (Santander³2000); *La autoridad de la verdad. Momentos oscuros del magisterio eclesialógico* (Barcelona 1996). Für *CONCILIUM* schrieb er zuletzt „Zeugnis einer Liebe – getötet aus Hass auf die Liebe“ in Heft 1/2003. Anschrift: Centre Borja, Llaceres 30, 08190 Sant Cugat del Vallès (Barcelona), Spanien. E-Mail: gfaus@fespinal.com.

Angst der Jünger Christi“ (GS 1,1: Wie viele Repräsentanten der Institution Kirche können das wahrheitsgemäß von sich behaupten?). Eine Kirche, die die Welt liebt, begreift, dass der Glaube untrennbar mit den zeitlichen Aufgaben verbunden ist, und akzeptiert, dass sie nicht für alle Probleme die passende Lösung hat, auch wenn sie über einen Geist verfügt, der ihr hilft, diese Probleme in der richtigen Weise anzugehen (GS 43). Deshalb gibt sie außerdem zu, dass sie sehr von der historischen Entwicklung des Menschengeschlechts profitiert hat und dass sie von allen, die in der Welt arbeiten, „Menschen aus allen Ständen“, „gleichgültig, ob es sich um Gläubige oder Ungläubige handelt“, lernen muss (GS 44). Eine Kirche, die die Welt in dieser Weise liebt, setzt ihre Hoffnung nicht „auf Privilegien, die ihr von der staatlichen Autorität angeboten werden“, und „wird sogar auf die Ausübung von legitim erworbenen Rechten verzichten, wenn feststeht, dass durch deren Inanspruchnahme die Lauterkeit ihres Zeugnisses in Frage gestellt ist“ (76).

Ich könnte noch weitere Beispiele anfügen, doch das Gesagte ist schon ausreichend, um zu erkennen, dass diese Ekklesiologie im heutigen Katholizismus nicht praktiziert wird. Johannes Paul II., der aller Kritik zum Trotz über eine größere Intuition und Kreativität verfügte als seine gesamte Umgebung, hat versucht, in dieser Hinsicht einige Zeichen zu setzen, die die Kurie jedoch rasch ad acta gelegt hat (Gebet von Assisi, Schuldbekennnis, prophetische Worte vor den beiden Angriffen gegen den Irak ...).

2. Dieses ekklesiologische Defizit basiert auf einem anderen wichtigen christologischen Defizit, das die Beiträge der Christologie nach dem II. Vaticanum vergisst und sich in der Berufung auf einen Christus ohne Jesus konkretisiert, einen gesichtslosen Nimbus der Gottheit, dem man sodann das Gesicht der kirchlichen Macht geben kann, die auf diese Weise für heilig erklärt wird. Dies ist eine Missachtung der grundlegenden Aussage der ersten Glaubensbekenntnisse „Der Christus ist Jesus“, „Der Herr ist Jesus“ (die immer mit dem Prädikatsnomen, nicht mit dem Subjekt beginnen): Das Antlitz Jesu gibt den Kategorien der Macht und des Messianischen ihre Bedeutung, nicht umgekehrt. Und wie in einer entfernten Parallele zu den christologischen Auseinandersetzungen der Antike werden schließlich alle Anklänge an die menschliche, konkrete und reale Gestalt Jesu als Angriffe auf seine Gottheit betrachtet. Wenn man Jesus vergisst, dann verliert die Weisheit Gottes (1 Kor 1,30) ihr Gesicht und wird stillschweigend durch die Weisheit der weltlichen Macht ersetzt. Und die Erniedrigung Gottes in Jesus (Phil 2,8) wird ersetzt durch den Aufstieg des kirchlichen Standes zur sakralen Macht.

Werden wir ein wenig konkreter: Für das Christentum ist grundlegend, dass die religiöse Kategorie des Tempels (mit all seiner Suggestivität in puncto Heiligkeit und Verehrung) von den Bauwerken auf den Menschen übergegangen ist: „Ihr seid Gottes Tempel“ (vgl. 1 Kor 3,16). Dies macht die Person zum Subjekt einiger unantastbarer Rechte (der Tempel darf nicht entweiht werden) und zugleich einiger sehr schwerwiegender Verpflichtungen (der Tempel muss gepflegt und hergerichtet sein). Doch das ist so schwierig und subversiv, dass die paulinische

Lehre ihren Sinn verliert, wenn sie nicht aus der konkreten Begegnung mit dem Handeln und der Person Jesu hervorgeht. Daraus folgt:

3. Während sich das Augenmerk Jesu und eines Großteils der biblischen Überlieferung auf das Leiden des Menschen richtet, um es zu lindern oder zu überwinden, und zwar dergestalt, dass der Begriff der Sünde untrennbar mit dem eigenen oder fremden Schaden verbunden wird, scheint sich das Augenmerk der offiziellen Kirche auf einen Sündenbegriff zu konzentrieren, der vom menschlichen Leid getrennt und damit willkürlich ist. Damit sage ich nicht, dass die beiden Begriffe sich einander nicht nähern oder ineinander übergehen können (und müssen). Ich behaupte nur, dass sie im Handeln der offiziellen Kirche praktisch ganz voneinander getrennt sind. Ich werde diesen Punkt nicht weiter ausführen, weil J. B. Metz und J. M. Castillo dies schon zur Genüge getan haben.¹ Wenn Jesus vergessen wird, folgt daraus jedoch auch:

4. dass eine konkrete theologische Sprache als angemessene und endgültige Erklärung der Gottheit betrachtet und dabei vergessen wird, dass jede Sprache zufällig, weil notwendigerweise an eine bestimmte Kultur und Philosophie gebunden ist und, theologisch gesprochen, „die Unähnlichkeit immer überwiegt“ (IV. Laterankonzil): Deshalb ist ihr Wahrheitsgehalt zuinnerst an ihre Fähigkeit gebunden, echtes Leben und echte christliche Haltungen hervorzubringen.

Dann ist Jesus nicht länger der, der Gott offenbart (und zwar eher seine Verhaltensweisen als seine metaphysischen Attribute!); die Christologie trennt sich von der Soteriologie (die auf später verschoben wird); und die christologischen Dogmen ziehen ihre Wahrheit aus der Spekulation über die abstrakten Begriffe von Subsistenz und Wesen, statt aus ihrer Fähigkeit, in den Beziehungen zwischen Gott und den Menschen christliche Verhaltensweisen hervorzubringen: sodass Gott sich nur am Menschen und der Mensch sich nur an Gott festmachen lässt. Aus dieser Abstraktion folgt des Weiteren:

5. Der Bedeutungsverlust der Sakramente, die nur mehr als leere Riten und bloße kultische Haltungen verstanden werden, als Gegenstand einer minutiösen Reglementierung, so als ob Gott von unserer Verehrung abhängig wäre - und das, obwohl das Neue Testament vor einem solchen Verständnis warnt.

In der hylemorphen Sprache der antiken Theologie könnte man sagen, dass die „Materie“ der Sakramente nur mehr eine träge und amorphe Masse ist und dass ihr alle Gesten abhanden gekommen sind, die doch das Wichtigste sind, was wir Menschen haben. Und die „Form“ ist auf einen Schwall von mechanisch wiederholten Worten und Regeln reduziert worden, denen sowohl der Geist der Feier als auch der der Danksagung fehlt. Während die antike Theologie darlegte, dass die Sakramente „*significando causant*“, glauben heute offenbar einige, dass sie umso mehr Gnade erwirken, je weniger sie bedeuten. Das letzte römische Dokument über die Eucharistie scheint mir das, was ich meine, zu bestätigen: Es vermittelt den Eindruck, dass sein Text auch dann hätte geschrieben werden können, wenn Jesus in der schwärzesten Stunde seines Lebens kein Abschiedsmahl mit seinen Freunden gefeiert und Handlungen vollzogen hätte, die geeignet waren, sich in Sein Gedächtnis zu verwandeln.

6. Dieser Bedeutungsverlust begünstigt eine Tendenz der offiziellen Kirche, die Identität, die die Hirten für bedroht halten, auf dem Wege der Abgrenzung zu bewahren. Wenn ich mir an dieser Stelle ein Wortspiel erlauben darf, so verwandelt sich eine Institution, die dazu berufen ist, kat-holisch (das heißt: allen zugewandt) zu sein, in eine „kat-autische“ (das heißt sich selbst zugewandte) Kirche. Und ich glaube, jemand zu sein, den der Eifer für die christliche Identität erfüllt. Zugleich aber scheint mir, dass ein grundlegender Bestandteil dieser Identität im Einsatz der Kirche für jene Aussage des Evangeliums liegt, die man so paraphrasieren könnte: Wer seine Identität retten will, wird sie verlieren; und wer sie um meinetwillen und um des Evangeliums willen verliert, der wird sie retten.

7. Für weitere Beispiele reicht der Platz nicht aus. Doch wenn wir sie in einem einzigen Satz zusammenfassen sollten, dann könnten wir auf das so berühmte Wort Karl Rahners zurückgreifen: „Der Christ des 21. Jahrhunderts wird ein Mystiker sein, einer, der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein“ Viele Christen, die dank des Zweiten Vatikanischen Konzils zu ihrem Glauben zurückgefunden haben, haben heute das Gefühl, dass man den Männern, die die Institution leiten, nicht anmerkt, dass sie aus einer spirituellen Erfahrung heraus leben (auch wenn sie unter Umständen sehr fromm sind). Und das hat eine lange Vorgeschichte: Es ist der Preis des Rückzugs in sich selbst, den die Kirche im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollzogen hat. Ich habe schon häufiger die prophetischen Worte eines meiner Lieblingsschriftsteller zitiert, des spanischen Dichters Antonio Machado:

„Wenn das religiöse Gefühl in Spanien tot ist [...], dann müssen wir uns fürchten, denn wie sollen wir dann die eiserne Fessel der katholischen Kirche abschütteln, die uns erstickt? Diese spirituell leere, doch organisatorisch hervorragende Kirche wird nur dem Andrängen eines wirklich religiösen Impulses weichen [...] Es ist offensichtlich, dass das Evangelium nicht in der spanischen Seele lebt, zumindest nimmt man es nirgendwo wahr [...] Über der hybriden Mischung aus heidnischem Intellektualismus und Patriziersinn errichtet Rom sein Bollwerk gegen den Geist des Evangeliums [...] Rom, eine Macht, die von Christus nur das übernommen hat, was unverzichtbar ist, um sich vor ihm zu schützen.“²

Diese Worte stammen nicht von einem Antiklerikalen des Jahres 2000, sondern von einem Gläubigen, der ungefähr dreißig Jahre vor dem II. Vaticanum still gelitten hat. Sie lassen sich in dem Wort des Bischofs Gaillot zusammenfassen: „Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts“. Oder, unter Anspielung auf ein Gleichnis des Evangeliums: Sie dient dazu, die wenigen Schafe, die noch übrig sind (und es sind längst keine 99 mehr), zu zählen, aber nicht dazu, das „verlorene Schaf“ zu suchen, das heute auch nicht mehr nur dieses eine ist - es sind viele. Wenn mich ein Bischof hört oder solche Dinge liest, dann sagt er zu mir, man wisse längst, dass die Ideale des Evangeliums in diesem unserem harten Leben immer außerhalb der Realität bleiben. Wenn ich annehme, dass in dieser Antwort

ein Körnchen Wahrheit steckt (eine Wahrheit, die man immer zuerst an sich selbst erfährt), dann möchte ich darauf hinweisen, dass der Schlüssel zu diesem Problem nicht die Frage ist, ob wir diesem Ideal sehr nahe oder im Gegenteil sehr weit von ihm entfernt sind, sondern die Frage (und zwar auch dann, wenn wir vielleicht nicht einmal den ersten Kilometer dieses schmalen Pfades hinter uns gebracht haben), ob die Richtung, in die wir gehen, auch die Richtung des Evangeliums ist, oder ob wir vielleicht in die entgegengesetzte Richtung gehen. Das, was vielen Christen heute Sorgen macht und den Glaubwürdigkeitsverlust des Christentums erklären kann, ist das Gefühl, dass die Institution in die dem Evangelium entgegengesetzte Richtung geht.

Um aufrichtig zu sein, muss man jedoch auch anerkennen, dass ein Teil der Nicht-Akzeptanz des Zweiten Vatikanischen Konzils auf Seiten der mächtigsten und konservativsten Gruppierungen innerhalb der Kirche auf die klassische Schuld einiger Linker zurückzuführen ist, die in der Zeit nach dem Konzil aktiv geworden sind: die Verwechslung des „Reiches Gottes“ mit dem Reich des Ich; das Aufkommen individualistischer, übereilter und ungeduldiger Forderungen, die mehr auf das eigene als auf das kirchliche Interesse ausgerichtet waren; sowie die weltweite und unkritische Übernahme der allgemeinen Fortschrittsgläubigkeit (die ihre sehr guten, aber auch ihre fragwürdigen Seiten hat), was dazu führte, dass abweichende Meinungen mit dem Fortschritt und nicht mit dem Evangelium begründet wurden.

Eine Erklärung von der anderen Seite aus

Das bisher Gesagte will die Krise für die Menschen in der Kirche verständlich machen. Wenn man für einen anderen Ort und eine andere Leserschaft schreiben würde, müsste man in einer anderen Codierung und aus einem anderen Blickwinkel sprechen: Man müsste versuchen, deutlich zu machen, dass es in der heutigen westlichen Welt Pseudowerte gibt, die mit den christlichen Werten unvereinbar sind. Wenn wir sie zusammenfassend mit dem Programm des Weltkirchenrats - „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ - in Verbindung bringen, lässt sich leicht zeigen, dass der vorherrschende ökonomische Neoliberalismus, der die gesamte Kultur und Politik des Westens prägt, um diese drei Anti-Werte kreist:

- einen Götzendienst des Reichtums, der bewirkt, dass die ganze Wirtschaft darin besteht, mehr zu produzieren, nicht, damit das Produzierte sodann besser verteilt, sondern damit es in größerer Menge und schneller konsumiert werden kann - dies aber widerspricht der Gerechtigkeit des Gottesreichs;
- einen ausgrenzenden Individualismus, der immer größere Waffen braucht, um existieren und sich gegen die Verzweifelten dieser Erde verteidigen zu können - dies widerspricht dem Frieden, wie unsere Welt immer wieder beweist;
- und eine unerbittliche Technokratie, die es als ihre Pflicht ansieht, alles zu tun, was technisch möglich ist, ohne menschliche Rücksichten zu nehmen,

und die letztlich die Vernichtung des Ökosystems zur Folge haben kann. Eine solche, durch die Massenmedien übermächtige kulturelle Atmosphäre rechtfertigt eine gewisse Unzufriedenheit angesichts der zukünftigen europäischen Verfassung, die sie widerspiegelt. Und sie begehrt, was unser Thema betrifft, meiner Ansicht nach zwei entscheidende Sünden:

a) Sie profitiert vom bereits festgestellten Vertrauensverlust der Kirche, um das Christentum und die christlichen Werte oder die Werte des Evangeliums grundsätzlich in Misskredit zu bringen. Die Zeitungen, die in Spanien als die progressivsten gelten, informieren bis zum Überdruß über die Fälle von Kindesmissbrauch in den Vereinigten Staaten (und müssen dies auch tun). Es kommt ihnen aber nicht in den Sinn, darüber zu berichten, dass in demselben Land Priester und Nonnen inhaftiert worden sind, weil sie sich gegen den Irakkrieg (und zuvor gegen den Vietnamkrieg) oder für die Auflösung der so genannten „Escuela de las Américas“ eingesetzt haben, in der alle großen Folterknechte Lateinamerikas ausgebildet worden sind. Fakt ist, dass die erstgenannten Informationen unser gutes Gewissen beruhigen, während die letztgenannten es in Frage stellen.

b) Sie nimmt dem westlichen Menschen die Fähigkeit, jene Fragen zu hören, auf die das Christentum antworten zu können glaubt. Das Wort über den „vermittelnden Sinn des Befreiungsprozesses im Hinblick auf die wesentlichen Fragen des Christentums“, das in den Anfängen der Befreiungstheologie niedergeschrieben worden ist, ist heute wieder von Bedeutung³: Der Verzicht auf diesen Prozess kann den Verzicht auf einen mündigen Umgang mit den christlichen Fragen bedeuten.

Man bedenke nur, dass die Glaubwürdigkeitskrise des Christentums so gesehen als eine Krise erscheint, die auch die Demokratie bedroht. Vor gar nicht langer Zeit hat Vaclav Havel als alter Kämpfer gegen die Diktaturen des Ostens seiner Enttäuschung über die westliche Demokratie Ausdruck verliehen.⁴ Und er hat betont, dass sich die Demokratie nicht auf eine Technologie der Macht beschränken darf, sondern eine moralische Dimension besitzt. Andernfalls wird man schließlich denken, dass auch die wirtschaftlichen Fragen lediglich technischer und nicht moralischer Natur sind. Dass auch die Verbrechen, die die Vereinigten Staaten im Irak begangen haben, keine Frage der Moral, sondern eine Frage der Stabilität und der Bekämpfung des Terrors sind. Dass die wachsende Zahl der Armen ein unvermeidlicher natürlicher Prozess und keine Frage der Ethik ist. Von diesem Fatalismus angesteckt wendet sich das offizielle Christentum von den großen Problemen der Menschheit ab (katastrophaler Hunger, unvorstellbare Gewalt, unsägliche Verfolgungen und Folterungen, dazu die Frage nach dem Sinn des Lebens in einer Welt wie dieser) und befasst sich nur mehr mit Fragen der Sexualität, die aber doch nur dann in der richtigen Weise angegangen werden können, wenn sie in den Kontext der anderen großen menschlichen Probleme eingebunden werden. Für diese aber hält man die Entschuldigung bereit, dass es sich um „sehr komplizierte Dinge“ handelt - als ob dies für die sexuellen Fragen nicht ebenso zuträfe.

Deshalb glaube ich, dass eine der dringendsten Aufgaben momentan in Folgendem besteht: So, wie das II. Vaticanum gelehrt hat, dass es je nach Entfernung vom christologisch-trinitarischen Zentrum des Glaubens eine „Hierarchie der Wahrheiten“ gibt, müsste die Kirche heute verkünden, dass es je nach Entfernung vom Zentrum der Liebe auch eine Hierarchie der moralischen Wahrheiten gibt. Doch wenn der erste Punkt so wenig Beachtung gefunden hat, wie sollte man dann hoffen können, dass es dem zweiten besser ergeht?

Paradigmenwechsel

Die vorangegangenen Überlegungen befassen sich mit denjenigen Aspekten, in denen Christen und Nichtchristen an der gegenwärtigen Glaubwürdigkeitskrise des Christentums beteiligt sind. Doch es wäre ungerecht, nicht zu erwähnen, dass es über die subjektiven Irrtümer hinaus eine Menge objektiver Faktoren gibt, die das Problem verkomplizieren. Wir, die Menschen meiner Generation, haben darin, wie wir den Glauben gelebt, kulturell umgesetzt und formuliert haben, einen beständigen Paradigmenwechsel vollziehen müssen. Die sechziger Jahre waren von der Entdeckung der „Stadt ohne Gott“ gekennzeichnet, von der Notwendigkeit, „nach Auschwitz über Gott sprechen“ zu lernen und so zu leben, „als ob es Gott nicht gäbe“ (D. Bonhoeffer). Im darauf folgenden Jahrzehnt blühten sodann die Sprache der „Kirche der Armen“, die Befreiungstheologie und die Erfahrung der Begegnung mit Gott in den Ausgestoßenen dieser Erde. Diesen beiden folgte der Auftritt der Postmoderne mit ihrer Desillusionierung, ihrem Verzicht auf die Metaerzählungen, ihrem sanften Narzissmus und ihrem schwachen Denken, das einen schwachen Kompromiss hervorbrachte. Fast unmittelbar danach musste man sich ernsthaft mit dem Problem der Weltreligionen und der Notwendigkeit auseinandersetzen, sie zu kennen, zu lieben und die Welt mit ihnen gemeinsam zu gestalten, und man musste sich fragen, worin ihre theologische Bedeutung lag, um später mit ihnen in einen Dialog eintreten zu können. Gleichzeitig mit dieser Aufgabe wurde man sich der Unterdrückung der Frau in der Kirche und der Notwendigkeit stärker bewusst, eine feminine (eher als eine feministische) Theologie zu erarbeiten. Auch die neue Form des Imperialismus, die sich hinter dem attraktiven Namen „Globalisierung“ verbirgt, kann das Christentum nicht gleichgültig lassen. Die Einsamkeit, in der viele Christen ihren Glauben leben, hat uns gezeigt, wie wichtig brüderliche Gemeinschaften für ein Leben aus dem Glauben sind, zumal in einer kirchlichen Institution, die nach außen hin wenig brüderlich wirkt; und so entstanden Bewegungen und Gemeinschaften der einen wie der anderen Richtung ... All diese Aufgaben sind zu zahlreich und zu schwierig, vor allem wenn wir bedenken, dass nichts, was in der Geschichte entsteht, so wunderbar es auch sein mag, nicht in eine Erbsünde verstrickt ist, von der es geläutert werden muss. Und dass Rom eher dazu neigt, die Träger der Erbsünde zu verdammen als sie zu christianisieren und zu retten.

Schluss

Unter diesen Umständen ist es unmöglich, Prognosen über die Zukunft der Kirche anzustellen. Der Gedanke liegt nahe, dass sie in der westlichen Welt zahlenmäßig immer mehr an Bedeutung verlieren wird. Das wäre nicht schlimm, wenn sie sich infolgedessen auch immer stärker auf den Geist des Evangeliums besinnen würde, statt sich in Sektiererei oder Ghettoisierung zu flüchten. Wenn Christen mit der Institution brechen, zerfallen sie in unfruchtbare Splittergruppen. Wenn sie es nicht tun, gelingt es ihnen vielleicht, der Gesellschaft das Bild einer vielfältigen Kirche zu vermitteln und schließlich zum Sauerteig einer neuen Masse zu werden. Doch ihnen muss bewusst sein, dass ihr Schicksal sterben kann wie das Weizenkorn, ohne dass sie die Frucht dieses Todes sehen werden – eine Frucht, die in Wirklichkeit die neue Aussaat ist. Dabei aber können sie sich auf die zahlreichen Zeugnisse derjenigen stützen, die ihnen in dieser rebellischen Gläubigkeit vorangegangen sind und von denen ich zum Abschluss nur ein Beispiel anführen möchte, Worte aus einem Brief M. Blondels an A. Valensin, die dem Evangelium ein anderes Gesicht geben, als die Grausamkeit der römischen Kurie ihm hat verleihen wollen:

„Die Vorsehung schickt uns auf die passiven Wege der Verlassenheit. Die Methode des Kalvarienbergs hat die Bergpredigt erst fruchtbar werden lassen. Lieben wir also jene, die uns, anders als sie denken, für die Natur, für alles menschliche Gebaren, für alle berechtigten Hoffnungen sterben lassen, um uns zu fügsamen und geläuterten Werkzeugen zu machen.“

Diesen Brief schrieb Blondel 1913. Fast einhundert Jahre später hat sich in der römischen Kurie schmerzlich wenig verändert. Dennoch haben während dieses Jahrhunderts Zeugen wie der oben zitierte gelebt. Und das, so paradox dies auch scheinen mag, ist das einzig glaubwürdige Christentum.

¹ Vgl. Johann Baptist Metz, *Theodizee-empfindliche Gottesrede*, in: ders. (Hg.), „Landschaft aus Schreien“. Zur Dramatik der Theodizeefrage, Mainz 1995, 81-102; José Maria Castillo, *Víctimas del pecado*, Madrid 2004.

² Antonio Machado, *Complementarios*, Buenos Aires 1968, 166ff.

³ Hugo Assmann, *Teología desde la praxis de la liberación*, Salamanca 1973 (Montevideo 1971), 143.

⁴ *El País*, 17. November 2004.

Aus dem Spanischen übersetzt von Gabriele Stein